



**YANNIC HAN BIAO  
FEDERER**

# **TAAO**

**ROMAN  
SUHRKAMP**

Barbecue. Abends fährt er zur Haltestelle des Airport Express, hilft der Mutter, ihren Koffer in den Shuttlebus zu hieven. Dann steht sie zwischen den Sachen des Vaters, irgendwann setzt sie sich aufs Bett, schaut hinüber zu den Klimaanlage, bis es dämmt.

## 4

Du hast die Lochkarten vergessen, sagt Mutter, ich sage, was? Mutter sagt, die Lochkarten, du hast sie vergessen. Welche Lochkarten?, frage ich, und Mutter sagt, im Beutel in der Bibliothek. Da war nicht nur das Brot drin, sondern auch die Lochkarten für den Professor. Dein Vater hätte seinen Hiwi-Job verlieren können deswegen. Das wusste ich nicht, sage ich, das hast du mir nie –, aber Mutter hört mich nicht, sie zeigt auf eine andere Stelle im Text. Das hier, sagt sie, das stimmt auch nicht, *ich* war am Flughafen und habe auf ihn gewartet, nicht du. Das ist falsch. Jetzt sieht sie mich an. Und warum hast du nicht geschrieben, wie sie deinen Vater gefunden haben? Ich dachte, sage ich. Ich dachte –. Mutter macht einen Laut, lässt sich zurück in die Stuhllehne fallen, ihre Arme baumeln schlaff herunter, erst denke ich, sie wirft das Manuskript zu Boden, aber sie hält es fest, die Blätter leicht aufgefächert, die obere Seitenkante knapp über dem geknüpften Ikea-Teppich, mein Name und der Arbeitstitel in der Kopfzeile. *Hauttyp*.

Ich weiß noch, wie ich in die Wohnung trat, die Tür hinter mir ins Schloss drückte, wie ich hallo sagte, weil ich Miriam in der Küche sitzen sah, am Tisch, regungslos, wie ich da schon ahnte, dass etwas geschehen war, wie ich dennoch tat, als wäre nichts, meine Schuhe aufschnürte und von den Füßen zog, meine Jacke an die Garderobe hängte, wie ich zu ihr ging, eine Hand auf ihren Arm legte, hi, sagte, und dann: na? Sie sagte auch, hi, lächelte sogar, als ich ihr einen Kuss auf die Wange gab. Aber es strengte sie an. Sie sei müde, sagte sie bald, stand auf, im Bad sperrte sie die Tür ab, ich horchte, es blieb still, erst nach einiger Zeit konnte ich das Waschbecken hören, das Klappern der Zahnbürste im Becher, das hohle Knacken von Cremetubendeckeln.

Ich kannte das, es war mir nicht neu. In manchen Jahren wusste ich, dass es Miriam schlecht gehen würde, noch bevor es ihr schlecht ging, weil ich in den Kalender sah und daran dachte. In anderen Jahren bemerkte ich den Todestag ihres Vaters erst, wenn sie morgens durch den Raum ging, Wäsche aus einer Schublade suchte, wenn sie am Spiegel stand, Wimperntusche auftrug oder wenn sie vor dem Kühlschrank kniete und sich nach einem Becher Fruchtjoghurt streckte, bis sie ihn zu fassen bekam. Alles schien unverändert, wie immer, aber ich spürte, wie viel Mühe es sie kostete, wie sehr sie sich zusammennahm. Etwas an ihrer Körperhaltung verriet sie, auch ihr Blick, der immer wieder zum Fenster ging, als gäbe es dort etwas zu sehen, ihre Bewegungen oft wie in zäher Luft, und wenn ich in Jacke und Schuhen ins Zimmer trat, kurz bevor ich die Wohnung verließ, hielt ich es kaum aus. Wie sie vor ihrem Laptop saß, einfach nur dasaß, den Bildschirm anstarrte, die vielen Textdokumente und Ordner und Programmicons, die sich darauf angesammelt hatten, es dauerte Tage, bis sie sich fing, manchmal bis in den Dezember hinein.

Ich kannte das also, nur war es jetzt, da ich in der Küche stand und hörte, wie Miriam leise aus dem Bad trat und dann ins Schlafzimmer verschwand, jetzt, da ich draußen in der Dämmerung die Knospen am Baum erkennen konnte, prall geschwollen säumten sie die Äste, bereit aufzuspringen, sobald der erste warme Wind herangeweht käme vom Rhein übers Ufer in die Straßen und ins Veedel – jetzt war nicht November, nicht einmal Herbst, es war Ende März, fast schon April.

Erst als ich im Bett lag, auf Miriams Atem hörte und wusste, dass sie nicht schlief, sondern nur so tat, dass sie mir stumm den Rücken zuwandte, vielleicht sogar ins Dunkel starrte, erst da fiel mir auf, dass ich am Morgen mein Manuskript ausgedruckt hatte, dass es offen auf meinem Schreibtisch gelegen hatte, weil ich es tags darauf, früh, bevor ich ins Büro aufbrach, in Ruhe lesen wollte, auf Papier, nicht am Bildschirm. Ich schlüpfte aus dem Bett, ging hinüber, der schmale Papierstapel ordentlich neben der Tastatur, ich konnte nicht erkennen, ob darin geblättert worden war, gelesen

worden war, damals war ich mir noch unsicher. Ich nahm den Text, legte ihn zu den anderen in die Schublade, dann schlich ich ins Bad, gab zwei Spritzer Urin in die Toilette, spülte, wusch mir die Hände, ging schlafen.

Nach einigen Tagen ging es ihr besser. Wir sprachen nicht darüber.

Was Mutter nicht beanstandet: dass Vater keinen Onkel aus dem Asialaden brauchte, um sich einen Gentest aufschwätzen zu lassen. Dass der Vater meines Vaters nicht als Namenloser nach Indonesien gebracht worden war, sondern seinen Namen durchaus behalten hatte, seinen Vornamen zumindest, und dass sein Nachname, den er später gegen den seiner Adoptiveltern tauschte, nicht einfach vergessen wurde. Dass die Agentur, die mein Vater im Internet aufgetan hatte, erst aus der Kombination von Erbgut und Nachname das Dorf ausfindig machen konnte, aus dem mein Großvater als Kind geholt worden war, von den Zwischenhändlern, die es gegeben haben musste, vermutlich.

Wichtiger scheint ihr zu sein, dass Vater halbnackt in einer Gasse bei Mong Kok gefunden wurde. Wie er dagelegen hat, bäuchlings, schmutzige Waden, der Bademantel im Rücken halb zerrissen. Urin. Mutter sagt, ich solle das aufschreiben. Sie erzählt, was ihr erzählt wurde, am Telefon, von einem jungen Konsulatsmitarbeiter, der im gläsernen United Centre saß, in Admiralty, er hatte sich für uns mit den örtlichen Behörden in Verbindung gesetzt. Später im Kowloon Hospital gab es dann niemanden mehr, der etwas über die genaueren Umstände wusste. Sie sollte nur unterschreiben, dass der Verstorbene, der vor ihr aus der Kühlschublade gezogen wurde, einmal ihr Mann gewesen war. Dann ging es um die Überführungsmodalitäten, das Konsulat hatte einen Bestattungsunternehmer empfohlen, er sprach Deutsch, ein wenig, er habe in Darmstadt studiert, antwortete er, als Mutter sagte, Sie sprechen ja Deutsch.

Genau genommen war es nicht nur ein Dorf, das die Agentur benannte, sondern mindestens fünf, alle gleichen Namens, in allen hatten Familien

gewohnt, die so hießen wie die biologischen Eltern meines Großvaters, alle lagen zwischen Hongkong und Guangdong, also in der Region, der die Gene meines Vaters entstammen sollten, am Ende des Gutachtens wurden zwei Dörfer als die wahrscheinlichsten Treffer herausgegriffen, ohne Begründung. Eines dort, wo seit den siebziger Jahren eine Trabantensiedlung namens Sha Tin steht, eines weiter nördlich, jenseits der Grenze zur Volksrepublik, auf dem heutigen Stadtgebiet von Shenzhen.

Mutter erzählt und erzählt, ich weiß nicht, warum, aber so detailliert hat sie noch nie davon gesprochen, überhaupt spricht sie eigentlich nie von Hongkong und vom Tod des Vaters oder von Vater überhaupt, manchmal sagt sie, wenn ich zu Besuch bin, lass uns spazieren gehen, und dann biegen wir von der Friedensstraße in die Kolpingstraße und von dort in die Heimatstraße, die wirklich so heißt, danach über die Staufenerstraße in das kleine Stadtzentrum von Bad Krozingen, vorbei an Bioladen, Orientmarkt und Apollo Optik, später durch die Unterführung am Bahnhof und hinaus in den Kurpark, wo es grün ist und sonnig, wo sie manchmal Bogenschießen üben oder Tai-Chi. Aber auf dem Rückweg geraten wir immer auf die Belchenstraße und kommen dem Friedhof gefährlich nahe, manchmal verpassen wir auch die Hofstraße, die uns rechtzeitig nach links entkommen ließe, manchmal läuft Mutter sogar zielstrebig weiter, entlang der Friedhofsmauer, die Laubbäume strecken ihre Blätter herüber, bis über unsere Köpfe, als wollten sie es uns behaglicher machen, die Kapelle, die schön ist und schlicht, lugt über den steinernen Sims, fast meine ich dann, wir würden dort, wo sich das Mauerwerk öffnet, nach rechts auf den Kiesweg treten, Vaters Grab suchen, es finden, wir würden uns davor stellen, wir würden die Hände vor dem Bauch verschränken, als wollten wir beten, auch wenn wir vermutlich nicht beten würden, wir müssten auch nicht über ihn sprechen, wir müssten gar nichts sagen, wir könnten einfach so dastehen und an ihn denken, gemeinsam an ihn denken. Doch Mutter zieht stoisch